



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2019

---

**”Ich bin nie alleine gewesen: wer wächst denn sonst mit zwölf Kindern auf?”**

Kälin, Judith

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-186633>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Kälin, Judith (2019). ”Ich bin nie alleine gewesen: wer wächst denn sonst mit zwölf Kindern auf?”. In: Bürgergemeinde der Stadt Basel, ?. Zuhause auf Zeit: 350 Jahre Bürgerliches Waisenhaus Basel. Basel: Christoph Merian Verlag, 265-293.

# «Ich bin nie alleine gewesen. Wer wächst denn sonst mit zwölf Kindern auf?» Körper und Privatsphäre

Der Umgang mit Sexualität und Privatsphäre sowie die Vorstellungen von gesundheitlicher Fürsorge oder der Legitimität von Körperkontakt im Betreuungsverhältnis zwischen Jugendlichen und Erwachsenen unterlagen sämtlich einem zeitlichen Wandel. Inwiefern dieser im Bürgerlichen Waisenhaus sichtbar wurde, zeigen die folgenden Ausführungen.

## **Die Ambivalenz von Nähe und Distanz**

Eines der anspruchsvollsten Spannungsfelder in der pädagogischen Arbeit ist wohl die Handhabung von Nähe und Distanz. Körperkontakt ist in diesem Kontext besonders ambivalent, da er einerseits mit Geborgenheit assoziiert wird und andererseits Raum für oft unbemerkten sexuellen Missbrauch öffnet, wie jüngst aufgedeckte Beispiele zeigen.<sup>1</sup> Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählten, dass man im Bürgerlichen Waisenhaus sehr vorsichtig mit dem Thema Körperkontakt umgegangen sei, sodass einige Kinder körperliche Nähe sogar vermissten.

Als E.B. Mitte der 1940er-Jahre als Dreizehnjährige im Waisenhaus platziert wurde, waren Berührungen von Erziehenden ein Tabu und standen schnell im Verdacht, dass sie aus sexuellen Motiven geschahen.<sup>2</sup> E.B. selbst vermisste die physische Nähe nicht, für sie stand aber fest, dass sie anderen Kindern fehlte. Auf die Frage, ob die Erzieherinnen Mutterersatz waren beziehungsweise Nähe und Geborgenheit hätten geben können, antwortet sie: «Es wäre nicht angegangen, dass eine Erzieherin zärtlich geworden wäre. [...] Es wäre vielleicht sogar schön gewesen, wenn jemand einen in den Arm genommen hätte und getröstet hätte. [...] Ich hätte das nicht gewollt. Ich habe von zu Hause aus in dem Sinne noch genügend Liebe gehabt. [...] Aber ich bin davon überzeugt, dass es einige gab, die das vermisst haben. Da bin ich ganz fest davon überzeugt.»<sup>3</sup> P.M., der das Waisenhaus in den



Körperkontakt ist im Kontext der Heimerziehung ambivalent. In den beiden Bildern werden jedoch väterliche Zuneigung sowie Geborgenheit und Vertrautheit inszeniert. Das Bild links entstand in den 1930er-Jahren, das Bild unten um 1980; es wurde im Jahresbericht des Bürgerlichen Waisenhauses publiziert.



1950er-Jahren erlebte, hebt hervor, dass Gesten körperlicher Nähe schnell in den Verdacht kamen, anrühlich zu sein und daher potenzielle Auslöser eines Skandals sein konnten: «Nein, Zuneigung ... mit Zärtlichkeiten – sei das in den Arm nehmen oder sonst etwas, das ist bis ‹zum Bach runter› verpönt gewesen.»<sup>4</sup>

Diese Stimmen vermitteln den Eindruck, dass man körperlichen Kontakt zwischen den Kindern, Jugendlichen und Erzieherinnen und Erziehern eher vermeiden wollte. Im Kontrast dazu – oder vielleicht auch als Vorgeschichte dieser Zurückhaltung – stehen die Ereignisse, die sich in den 1930er-Jahren unter Hugo Bein (im Amt 1928–1946) ereigneten. Sie weisen auf die Problematik des Bein'schen Erziehungssystems hin, das mit dem Fokus auf Liebe, Nähe und Geborgenheit die Erziehung stark emotionalisierte, aber gleichzeitig mit dem Familiensystem sehr hierarchisch organisiert war.<sup>5</sup> Damals wurde ein Untersuchungsbericht in Auftrag gegeben, da gegen den Waisenvater eine Strafanzeige wegen «unzüchtige[r] Handlungen» eingereicht worden war. Die betroffene junge Frau hatte von einem massiven sexuellen Übergriff berichtet.<sup>6</sup> Im Rahmen der Strafuntersuchung wurden über zwanzig junge Frauen zu ihren Erfahrungen bezüglich «körperlicher Nähe» zu Hugo Bein befragt. Auch wenn der Untersuchungsbericht für Bein keine juristischen Folgen hatte (schliesslich stand Aussage gegen Aussage), verrät er doch viel über sein Selbstverständnis als Waisenvater und die damit zusammenhängende Selbstverständlichkeit von (körperlicher) Nähe. Hugo Bein küsste und umarmte die Mädchen beziehungsweise jungen Frauen bei verschiedenen Gelegenheiten. Dies bestätigten die Betroffenen selbst wie auch der Waisenvater und seine Ehefrau. Letztere empfand das Küssen als Ausdruck väterlicher Zuneigung und als gerechtfertigt im Rahmen der Rolle Beins als Waisenvater. Zumindest gab Frau Bein zu Protokoll: «Ich habe in der ersten Zeit, während welcher wir im Waisenhaus waren, ab und zu gesehen, dass mein Mann Waisenmädchen geküsst hat. Das geschah aber in durchaus väterlicher Weise und nur in besonderen Fällen. Ich sah absolut nichts Unrechtes dabei.»<sup>7</sup>

Neben der Aussage der Waisenmutter ist auch die Interpretation der betroffenen jungen Frauen selbst bemerkenswert. Viele gaben zu Protokoll, die Küsse des Waisenvaters als «normal» und nicht als Grenzüberschreitung empfunden zu haben. Sie sahen darin einen «Ausdruck väterlicher Zuneigung»,<sup>8</sup> einen Kuss, «wie ein Vater seine Tochter küsst»<sup>9</sup> und somit eine legitime Handlung des Waisenvaters. Erst als die Strafuntersuchung

wegen «unzüchtiger Handlungen» gegen Hugo Bein lief, hinterfragten viele diese Wahrnehmung. Es schien, als eröffnete sich ihnen plötzlich ein Interpretationsraum, an den sie bis anhin nicht gedacht und den die meisten Mädchen gar nicht erst in Betracht gezogen hatten: «Als ich mich verabschiedete, gab er mir einen Kuss auf den Mund. Irgendwie festgehalten oder an sich gedrückt hat er mich dabei nicht. Ich betrachtete die Sache damals als harmlos. Ich dachte, Bein küsse mich aus rein väterlicher Zuneigung. Seit ich die anderen Sachen von ihm gehört habe, bin ich nicht ganz sicher, wie es damals gemeint war.»<sup>10</sup>

Dass die jungen Frauen diesen Körperkontakt nicht hinterfragten, sondern der Meinung waren, dem Waisenvater stehe das zu, dürfte mit den folgenden zwei Umständen zusammenhängen: Einerseits spiegeln sich darin die gesellschaftlichen Verhältnisse der 1930er-Jahre, in denen noch kein öffentliches Bewusstsein im Zusammenhang mit sexueller Belästigung<sup>11</sup> etabliert war. Die jungen Frauen waren vielleicht auch deshalb nicht auf die Wahrung ihrer körperlichen Integrität sensibilisiert, weil der ungefragte Zugriff auf den weiblichen Körper in gesellschaftlichen Institutionen wie der Ehe legitim war.<sup>12</sup> Andererseits spiegelt sich darin die Übernahme des Bildes des Waisenvaters, dem es in seiner autoritären Rolle scheinbar erlaubt war, «väterliche Zuneigung» durch Körperkontakt zu signalisieren. Die ungleichen Machtverhältnisse zwischen dem Waisenvater und den jungen Frauen dürften ein Sich-Widersetzen gehemmt haben.<sup>13</sup> Zudem erschwerten sie eine neutrale Bewertung der Situation, da zwischen den Waiseneltern und den Kindern teilweise eine starke emotionale Beziehung bestand.<sup>14</sup>

Wie die folgenden Zitate zeigen, fiel es den Befragten besonders schwer, einer Vertrauensperson eine schlechte Absicht zu unterstellen. Dabei wird auch offensichtlich, dass der Körperkontakt oft in Situationen geschah, in denen die jungen Frauen emotionale Unterstützung erwarteten, entweder in Form von Trost oder Lob. Aus den folgenden Aussagen lässt sich somit die Ambivalenz zwischen Vertrauen und Zweifel herauslesen. So gab eine junge Frau folgende Situation zu Protokoll: «Waisenvater Bein hat mich zweimal geküsst; ich war damals noch in der Anstalt [im Waisenhaus]. Das eine Mal hatte ich vorher mit anderen Mädchen Streit gehabt und weinte. Herr Bein rief mich zu sich auf sein Büro, wo wir alleine waren. Er tröstete mich, wobei er mich mit dem Arm um den Rücken hielt, während ich vor ihm stand. Er drückte mich leicht an sich, aber nicht

gerade fest. Er küsste mich auf Mund und Wange. Ich glaube, dass dies alles nicht in der Absicht geschah, mit mir zu schmusen. [...] Damals betrachtete ich beide Fälle als harmlos. Heute finde ich eben, ein derartiges Verhalten gehöre sich nicht für einen Waisenvater.»<sup>15</sup> Und eine andere junge Frau berichtete von folgendem Ereignis: «Es ist ein paarmal vorgekommen, dass ich vom Waisenvater einen Kuss bekommen habe, z.B. anlässlich meiner gut bestandenen Lehrlingsprüfung. Damals habe ich einen Preis bekommen und als ich ihm mein Diplom zeigte, gab er mir einen Kuss und schenkte mir eine Armbanduhr. Ich habe diesen Kuss damals als einen rein väterlichen aufgefasst und mir nichts Böses dabei gedacht. [...] Ich habe den Waisenvater immer als meinen Vater verehrt, habe immer mit ihm korrespondiert und ihm alles anvertraut, was mich bewegte.»<sup>16</sup>

Waisenvater Hugo Bein selbst bestätigte die Küsse und gab zu Protokoll, dass diese «in durchaus väterlicher Meinung» und ohne «erotische Gefühle»<sup>17</sup> stattgefunden hätten. Gegenüber der Disziplinarkommission verwies der Waisenvater ebenfalls mehrmals auf das väterliche Verhältnis zu seinen «Zöglingen», um die körperliche Nähe zu rechtfertigen.<sup>18</sup> Obwohl Bein seine Handlungen mehrheitlich als legitim verteidigte, gibt es einige Hinweise darauf, dass er sich der Übergriffe doch bewusst war. Seine Aussagen dazu werden im Untersuchungsbericht folgendermassen paraphrasiert: «Er [Hugo Bein] habe den Fehler begangen, dass er ältere Mädchen beim Austritt aus der Anstalt geküsst habe. Er fügte hinzu, das sei eben seine schwache Seite, er bete aber alle Morgen zu Gott auf den Knien, dass Gott ihn nicht fallen lasse.»<sup>19</sup> Trotz dieser Aussagen hielt die Waisenhauskommission an Hugo Bein fest. Die Kommission rügte ihn zwar und schrieb, dass er «einmal den Unterschied zwischen dem natürlichen Vater und dem Anstaltsvater ausser Acht gelassen»<sup>20</sup> habe sowie dass ihn «die guten Geister im Stich gelassen» hätten.<sup>21</sup> In den 1940er-Jahren war hingegen gemäss T.O. ein Mitarbeiter, der «bei den Buben» «ein wenig Übergriffe gemacht hat», «gleich weg».<sup>22</sup> Dies deutet darauf hin, dass den Menschen im Waisenhaus in verschiedenen hierarchischen Positionen unterschiedliche Handlungsspielräume zugestanden wurden.<sup>23</sup>

H.A., die von 1960 bis 1964 im Bürgerlichen Waisenhaus arbeitete, nachdem sie unter anderem ein Praktikum in einem anthroposophischen Heim absolviert hatte, berichtet, dass im Vergleich zu anderen Kinderheimen im Bürgerlichen Waisenhaus zwischen Kindern und Erziehenden eine grosse Distanziertheit herrschte. Diese war laut H.A. oft geprägt von

einer Angst vor zu viel körperlicher Nähe, die dann zu einer Diskussion über sexuelle Nähe hätte führen können. Sie sagt, dass Nähe ganz allgemein sehr genau beobachtet wurde.<sup>24</sup> So habe man beispielsweise «den Vierjährigen» nicht einfach «zu sich nehmen» oder ihm «etwas Nähe geben» können. «In der Atmosphäre des Waisenhauses ist das nicht denkbar gewesen.»<sup>25</sup> Sie beschreibt auch, dass dies mit der Angst zusammenhing, «dass man die berufliche Distanz verliert».<sup>26</sup> Eine «ausgesprochene Zärtlichkeit» hat H.A. selbst denn auch nie als adäquat angesehen.<sup>27</sup> Auch K.S., die zehn Jahre nach H.A. im Waisenhaus arbeitete, betont ihre Vorsicht gegenüber körperlicher Nähe zu den Kindern und Jugendlichen: «Ich habe die Kinder nie ins Zimmer oder ins Bett genommen. Das nicht. Ich weiss, dass dies zum Teil gemacht worden ist. Aber solche Sachen habe ich gar nicht gemacht.»<sup>28</sup>

N.W., die während der 1980er-Jahre im Waisenhaus aufwuchs, erlebte ebenfalls körperliche Distanziertheit. Für sie unterschied sich in diesem Punkt das Aufwachsen im Heim am stärksten vom Aufwachsen zu Hause: «Obwohl ich gerne hier gewesen bin, habe ich schon gemerkt, dass es halt anders ist. [...] Einfach einmal umarmen oder schmusen und so. Das macht man mit der Mutter oder mit dem Papa. Und obwohl man sich vielleicht mit den Leitern hier auch nahe ist, ist es halt einfach nicht dasselbe. Dass man sich umarmte und kuschelte, das ist schon eher nicht der Fall gewesen.»<sup>29</sup>

### **Zwischen Tabu und Wertschätzung – vom Umgang mit Sexualität**

Inwiefern das Thema Sexualität thematisiert wurde, lässt sich insbesondere an zwei Bereichen zeigen. Einerseits wird es im Umgang mit sexueller Aufklärung deutlich und andererseits in der Regulierung und Kontrolle der Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen.

M.S. und E.B. lebten in den 1930er- und 1940er-Jahren als junge Mädchen im Bürgerlichen Waisenhaus Basel. Beide wurden von ihren Erzieherinnen in keiner Weise auf die Pubertät vorbereitet und behielten die Menarche als eindrücklichen Moment in Erinnerung. Die Periode erlebten sie zudem als tabuisiertes Thema, das vor allem auch aus hygienischen Gründen lästig war und einige praktische Schwierigkeiten brachte. M.S. beschreibt beispielsweise, wie die jungen Frauen jeweils von den Veränderungen in ihrem Körper überrascht wurden: «Es hat sie niemand aufgeklärt. Das haben sie nicht gewusst. Plötzlich haben sie Blut gehabt und nicht gewusst, was es ist.»<sup>30</sup> E.B. war zum Zeitpunkt der Menarche vierzehn Jahre



alt. Dass dies einmal geschehen würde, war ihr im Gegensatz zu M.S. bewusst, denn dies habe man unter den Mädchen «verhandelt». Wenn die Blutung das erste Mal auftrat, mussten sie dies bei den Erzieherinnen melden, um Monatsbinden zu erhalten. Diese wurden den Mädchen kommentarlos abgegeben, und E.B. stellt sich heute die Frage, ob eine genaue Einführung in die körperlichen Veränderungen und eine Vorbereitung darauf nicht Aufgabe der Erzieherin hätte sein müssen. In diesem Kontext fügt sie allerdings hinzu, dass dies gar nicht so einfach gewesen wäre, da diese eine «sehr gehemmte Frau» war.<sup>31</sup>

Der Umgang mit Binden war zudem eine logistische Herausforderung. Sie waren aus Stoff und wurden einerseits gewaschen und wiederverwendet, andererseits war die Regelblutung so stark tabuisiert, dass sie im Alltag keinen Platz hatte und auf keinen Fall öffentlich gemacht werden sollte. M.S. erinnert sich an die Heimlichtuerei mit den Stoffbinden: «Wenn wir die Periode gehabt haben, hat man waschbare Binden bekommen. Das war auch so etwas Bemerkenswertes, denke ich heute. Dann haben wir diese jeweils in Zeitungspapier eingewickelt und in das Kästchen getan. Sobald wir einige gesammelt hatten, hat man einen Sack genommen und dann musste man mit denen auf den Dachboden.»<sup>32</sup> Auch zu E.B.s Zeit im Waisenhaus gab es nur wiederverwendbare Stoffbinden. Sie beschreibt, dass diese jeweils in einem Bottich in der Wäscherei gesammelt, eingeweicht und ausgekocht wurden.<sup>33</sup>

Das Erziehungssystem war im Waisenhaus bis Ende der 1940er-Jahre strikt nach Geschlechtern getrennt. Dies war insbesondere für Geschwister wie E.B. und E.H. schwierig, da sie auseinandergerissen wurden. Da E.B. in der Mädchengruppe untergebracht war, ihr Bruder E.H. aber in der Knabengruppe, hatten sie kaum Gelegenheit, sich zu sehen. Nicht einmal beim Essen durften sie zusammensitzen: «Man hat ja keine Zeit zum Reden gehabt. Ich habe nicht zu dir [zu E.B.] an den Tisch kommen können»,<sup>34</sup> meint E.H. zu seiner Schwester. Beide finden, dass man dies «viel zu streng genommen» habe und es «nicht natürlich gewesen» sei. Sie bedauern, dass sie nicht die Zeiten der Waisenväter Arnold Schneider (im Amt 1946–1966) und Walter Asal (im Amt 1966–1985) erlebten, als es gemischte «Familien» gab und man die Geschwister nicht mehr auseinanderriß.<sup>35</sup> E.B. beschreibt weiter: «Sie [die Erzieherinnen] haben immer gedacht, wenn man mit den Buben [gesprochen hat], müssten sie aufpassen. [...] Das [der Kontakt zwischen Mädchen und Buben] ist nicht gefördert worden. Nein, im Gegenteil,



sie haben immer Angst gehabt, wenn man mit den Buben [zusammen gewesen ist]. Das ist so ein wenig gewesen zu dieser Zeit. Man hat nicht zu den Buben gehen dürfen. Und die Buben nicht zu den Mädchen.»<sup>36</sup>

Kontakte zwischen Mädchen und Knaben wurden stets sehr genau beobachtet und streng geahndet,<sup>37</sup> weil damit sexuelle Aktivität suggeriert wurde. Manchmal wussten die Kinder nicht, wie sie dies einordnen sollten. Exemplarisch dafür kann die Erzählung von M.S. stehen. Sie erinnert sich, dass die Kinder nach der Nachtruhe zueinander ins Bett krochen, um noch etwas zu schwatzen. Als die Erzieherin dies entdeckte, vermutete sie offenbar sofort ein «unsittliches Verhalten», was M.S. als Kind wiederum nicht verstand: «Sie [die Erzieherin] hat [die Tür] abgeschlossen. Sie ist raus. Dann haben wir noch ein wenig schwatzen wollen und sind zueinander ins Bett [gegangen]. Laut reden konnten wir ja nicht [...]. Dann hat sie uns erwischt. Ich kann Ihnen sagen, das hat eine Sache gegeben! Was wir gemacht hätten, wollte sie wissen. Wir haben keine Ahnung gehabt [auf was sie hinauswollte]. Ich wusste nicht, was ich sagen soll [...] Man hat einfach immer darauf [auf ein «unsittliches Verhalten»] [spekuliert]. Das hat dann eine Sache gegeben!»<sup>38</sup> Für M.S., die zuvor in einer Pflegefamilie gelebt hatte, war die strenge Geschlechtertrennung etwas, was sie erst im Waisenhaus kennenlernte. Vor dem Heimaufenthalt hatten auch Knaben zu ihren Spielkameraden gezählt. Sie vermutet, dass die Erzieherin ihr Verhalten an ihrem familiären Hintergrund mass. Dabei schienen Ideen der Vererbungslehre eine diffuse Rolle zu spielen. So erzählt sie: «Ich hatte das Gefühl, dass – weil der Vater «es mit den Frauen gehabt hat» – sie [die Erzieherin] mich irgendwie angesehen [hat], als ob ich [von ihm] etwas geerbt hätte. Später, als ich etwas grösser [war] und mit einem Knaben gesprochen habe oder so, hat das jedes Mal «eine Sache» gegeben. Das habe ich nie begreifen können. Ich habe von Kind auf, im Dorf ... Wir haben mit allen Kindern gespielt!»<sup>39</sup>

Auch P.M. erlebte noch 1954 bis 1963 eine strenge Trennung von Mädchen und Knaben im Waisenhaus. Er empfand die Aufsicht der Erzieherinnen als penible Überwachung und Kontrolle: «Wir haben eigentlich nur mit den Mädchen spielen können, wenn wir irgendwie draussen auf dem Sportplatz auf dem Rasen oder sonst irgendwo gewesen sind. Dort haben wir mit den Mädchen spielen können. Dort sind wir aber unter strenger Kontrolle von sämtlichen Obrigkeiten gewesen. Die haben also von jeder Ecke zugeschaut. [...] Also wir sind dementsprechend nie alleine gelassen worden. Auf keine Art und Weise. Immer ist von den Betreuern jemand

dabei gewesen.»<sup>40</sup> P.M. beschreibt die Konsequenzen, die ein Verstoß gegen die Regeln mit sich brachte: «Ab und zu sind wir zusammengesessen und [...] haben] ein bisschen Händchen gehalten und «Zeugs und Sachen» und wir sind natürlich erwischt worden. Das war damals «top Sünde». Das war das «Allerschlimmste». Das ist eine der allerschlimmsten Sünden gewesen! [...] Die zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen Buben und Mädchen sind so etwas von verdrängt worden. [...] Dann sind Drohungen ausgesprochen worden. Aber das ist aus heutiger Sicht eine sehr lustige Sache. Dazumal ist es eine ganz peinliche Sache gewesen. Vor allen Dingen hat man gewusst, dass – wenn man wieder erwischt wird, dann kommen drakonische Strafen. Aufgegeben haben wir es deswegen nicht.»<sup>41</sup>

Nicht nur im Bürgerlichen Waisenhaus wurde Sexualität stark tabuisiert, wurden Jugendliche kaum aufgeklärt und die Geschlechter strikt getrennt. Die Vorstellung unterschiedlicher intellektueller Fähigkeiten der Geschlechter und ihrer angeblich naturgegebenen Rolle in der Gesellschaft verzögerte in der Schweiz die Einführung der Koedukation bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>42</sup> Das bürgerliche Familienmodell war heteronormativ geprägt,<sup>43</sup> sah die Rolle des Mannes als Alleinernährer und Familienoberhaupt und jene der Frau als verheiratete Hausfrau und Mutter.<sup>44</sup> Dieses Ideal verhinderte einerseits lange Zeit gleichberechtigte Ausbildungsmöglichkeiten. Andererseits tabuisierte es den Umgang mit Sexualität, insbesondere der weiblichen. Sexuelle Beziehungen sollten für Frauen nur im Rahmen der Ehe möglich sein und vornehmlich dem Zweck der Reproduktion dienen. Aufklärung über die körperlichen Vorgänge im Zusammenhang mit Sexualität war aus dieser Perspektive somit nicht notwendig, da eine selbstbestimmte Sexualität für Frauen nicht vorgesehen war.<sup>45</sup>

Während die strikte Geschlechtertrennung in vielen Heimen teilweise bis in die 1970er-Jahre aufrechterhalten wurde, startete Arnold Schneider 1951 einen Versuch mit geschlechtergemischten Gruppen.<sup>46</sup> «Kinder, die aufgrund der Trennung der Eltern Mühe hätten eine vernünftige und natürliche Bindung zum anderen Geschlecht zu finden», hätten es «besonders nötig, in gemischten Gruppen aufzuwachsen»,<sup>47</sup> begründete Schneider seine Idee. Die sogenannte Koedukation konnte aber nur schrittweise eingeführt werden, und grundsätzlich sollte eine reine Knaben- sowie eine reine Mädchengruppe beibehalten werden. Er sah dies als wichtige Voraussetzung, damit auch «Mädchen, die wegen ihrer sich abzeichnender Triebhaftigkeit auffallen», gleichwohl im «Hause bleiben können».<sup>48</sup>

Obwohl die strikte Geschlechtertrennung aufgebrochen wurde, war Sexualität auch während Arnold Schneiders Zeit (im Amt 1946–1966) noch immer relativ stark tabuisiert. R. W., der seine Kindheit in den 1960er-Jahren im Bürgerlichen Waisenhaus verbrachte, erzählt, dass er nicht aufgeklärt wurde. Zwar bekam er einmal ein Buch, in dem es um Körperpflege ging, und dort wurde auch erklärt, wie sich eine Geburt abspielt. Aber dort sei es nie «um die Sache» gegangen. Er habe das alles «auf dem Schulhof erfahren».<sup>49</sup> K.S., die in den 1970er-Jahren zu Walter Asals Zeit (im Amt 1966–1985) als Erzieherin im Waisenhaus arbeitete, bestätigt diese Schilderung. Die Kinder seien «zueinander gegangen» und hätten «viel mehr gewusst, als wir [die Erziehenden] alle zusammen».<sup>50</sup> R. W. macht seiner Erzieherin denn auch keinen Vorwurf, denn sie habe «nicht anders gekonnt». Allerdings findet er, dass sie die Fragen hätte delegieren können, an eine andere Erzieherin oder an eine Praktikantin.<sup>51</sup>

Für N. W., die in den 1980er-Jahren im Waisenhaus aufwuchs, waren gemischte Kindergruppen inzwischen längst Standard. Sie seien auch aufgeklärt worden und «hätten Bücher»<sup>52</sup> gehabt. Intime Beziehungen, auch innerhalb der Gruppen, seien «okay» gewesen.<sup>53</sup> Ein Inspektionssitzungsprotokoll von 1979 lässt allerdings vermuten, dass diese Handhabung nicht immer konfliktfrei vor sich ging: Als das Liebesverhältnis zwischen einem Jungen und einem Mädchen, die in verschiedenen Gruppen lebten, aufgedeckt wurde, kam es zu einer ernsthaften Krise. Den Leiterinnen beider Gruppen wurde in der Folge in gegenseitigem Einverständnis gekündigt, denn Walter Asal und die Inspektionsmitglieder sahen das Liebesverhältnis als Ergebnis einer «zu freien erzieherischen Auffassung», die sie nicht guthiessen.<sup>54</sup> Ebenfalls in der Ära Asal wurde ein Erzieher aufgrund seiner sexuellen Orientierung entlassen. Die Waisenhausleitung sowie die gesamte Inspektion begründeten den Entscheid 1982 damit, dass «die Anstellung eines homosexuellen Erziehers im Waisenhaus nicht tragbar» sei.<sup>55</sup>

Seit Anfang der 1990er-Jahre war auch die Lehrlingsgruppe «Flamme» nicht mehr eine reine Knabengruppe.<sup>56</sup> M. W., der in den 2000er-Jahren im Waisenhaus lebte, wuchs ausschliesslich in gemischten Gruppen auf. Geschlechtergetrennte Aktivitäten erlebte er dennoch, nämlich in den sogenannten Genderweekends, bei denen die Frauen irgendwo in eine «Wellness-Oase» fuhren und die jungen Männer «einen Berg hochkraxelten».<sup>57</sup> Sexualität sollte in Einzelgesprächen sowie in den Gruppensitzungen «thematisiert» werden und kein «Tabuthema» darstellen, so zumindest

hielten es die Hausordnung der Wohngruppe ›Orion‹ 2004 und das Konzept von 2004 im Grundsatz fest.<sup>58</sup> Intime Beziehungen unter Bewohnerinnen und Bewohnern waren im Waisenhaus zwar geduldet, wurden aber nicht unbedingt gefördert, so M.W.: «Es wird akzeptiert, es wird auch toleriert, aber nicht gerade unbedingt unterstützt. Also es gibt jetzt nicht irgendwie so die ›Singlebörse Waisenhaus‹.»<sup>59</sup> Zudem waren laut Hausordnung «Geschlechtsverkehr und Petting» nicht erlaubt. Liebesbeziehungen konnten zu Umplatzierungen führen, «falls keine Kooperationsbereitschaft» vorhanden war.<sup>60</sup>

M.W. beschreibt die Durchsetzung der Regeln wie folgt: «Wenn man halt irgendwo zusammen erwischt wird beim Sex auf der Wohngruppe, dann gibt es ein Besuchsverbot. Das heisst, sie [die Freundin] darf nicht mehr zu mir auf die Wohngruppe kommen und ich darf nicht mehr zu ihr auf die Wohngruppe und so weiter. Das wird dann wirklich ganz knallhart durchgezogen.»<sup>61</sup> Auch in externen Beziehungen war das Ausleben von Sexualität schwierig, wie folgende Äusserung zeigt: «Wir sind eine gemischte Gruppe und es gibt keinen Sex auf der Gruppe. Wenn man jetzt die externe Freundin zu Besuch hatte und in das Zimmer hochgehen wollte, musste die Zimmertüre einen Spalt offen sein, damit man nicht abschliesst. Dies würde bei den anderen Jugendlichen Misstrauen wecken. [Im Sinne von:] Natürlich, man ist in einem geschlossenen Raum; wir wissen alle, was sie dahinter machen! Wenn die Tür offen ist, ist das immer noch ... es könnte jederzeit jemand hineinkommen. Das ist tatsächlich etwas, was ›daran‹ gehindert hat.»<sup>62</sup>

Im pädagogischen Rahmenkonzept von 2017 wird unter anderem darauf hingewiesen, dass Sexualität im Verständnis des Bürgerlichen Waisenhauses «ein wichtiger Bestandteil der menschlichen Existenz» sei. Man wolle «bewusst und wertschätzend» mit dem Thema «Liebe, Beziehung und Sexualität umgehen und die drei Bereiche in eine direkte Verbindung [setzen]» sowie «den Themen im Alltag Raum» geben und «offen, aktiv und informativ» kommunizieren. Denn «Kinder und Jugendliche [sollen] zu jungen Frauen und Männern heranwachsen können, die sich in ihrer eigenen Geschlechtlichkeit gesund entwickeln und einen verantwortungsvollen Umgang in der Beziehungsgestaltung zum eigenen und anderen Geschlecht wahrnehmen können». Dabei geht das Bürgerliche Waisenhaus «von der Gleichwertigkeit der Geschlechter aus und akzeptier[t] unterschiedliche sexuelle Orientierungen».<sup>63</sup>

## **Von der Sorge um das Wohlbefinden: der experimentelle Umgang mit Gesundheit, Ernährung und Hygiene**

Einige Ehemalige erinnern sich an «Versuche», die an den Kindern durchgeführt wurden, ohne dass sie oder die Eltern (wenn diese denn noch lebten) um Zustimmung gefragt wurden. Die Interviewten erzählen unabhängig voneinander, dass sie Probanden in essenstechnischen Versuchen zu Hugo Beins Zeiten waren. Einmal ging es beispielsweise um das Einnehmen eines morgendlichen Knäckebrot-Präparats. Dies wurde als unangenehm empfunden, weil das Knäckebrot viel härter und trockener als herkömmliches Brot war. So meint M.S.: «Vielleicht hat einfach das Brot gefehlt oder ich weiss nicht, es ist, wie soll ich sagen? Das harte Zeug [das Knäckebrot] am Morgen, man durfte es nicht tunken [in Flüssigkeit dippen]. [...] Das weiss ich noch. Man musste es kauen. Und dann [gab es] einfach Kaffee dazu.»<sup>64</sup> T.O. mochte dieses Gebäck ebenfalls nicht. Er erinnert sich, dass er das ungeliebte Knäckebrot ganz einfach auf dem Schulhof gegen andere Esswaren eintauschte und damit den Versuch «durchlöcherte».<sup>65</sup> Auch R.S. tauschte das «verhasste» Knäckebrot in der Schule gegen «super [Brot-] Schnitten».<sup>66</sup> Dabei war den Kindern nicht klar, woher all dieses Knäckebrot plötzlich kam und warum man kein Brot mehr essen durfte. R.S. meint dazu, «die müssen irgendwie einmal x Tonnen [Knäckebrot] vermacht bekommen haben» und man habe das essen müssen, «weil Brot eher schädlich war».<sup>67</sup> T.O. erinnert sich hingegen an eine andere Begründung: «Ich weiss nicht mehr, welche Firma es gewesen ist. Die haben ein Experiment wegen den Zähnen machen wollen: ob Knäckebrot einen Einfluss auf die Zähne hat. Dann hat man anfangs von dieser Aktion, die ist ein Jahr lang gegangen. Dann hat man die Zähne fotografieren lassen, also dann hat man das aufgenommen. Dann hat man nur noch Knäckebrot anstatt Brot bekommen.»<sup>68</sup> Er meint zudem, dass die Firma das Knäckebrot für ein Jahr bezahlt und das Waisenhaus damit Einsparungen gemacht habe.<sup>69</sup>

Die Kinder wurden nicht gefragt, ob sie bei dem Versuch mitmachen wollten. Sie empfanden sich denn auch als ungefragte «Versuchskaninchen», wie M.S. es beschreibt: «Danach haben wir ein Jahr lang Knäckebrot essen müssen [...] als Versuch, wie das ist. Da sind wir Versuchskaninchen gewesen. Drei Knäckebrot am Morgen – es hat nicht mehr gegeben, das ging im Magen auf und sei sättigend, sagten sie.»<sup>70</sup> Das Bewusstsein, ein «Versuchskaninchen» zu sein, kam auch bei den von der Firma Hoffmann-La Roche gesponserten Tests von Vitamin-C-Tabletten auf.<sup>71</sup> So erzählt M.S.:



# SCHWEIZERISCHE SCHÄLMÜHLE E. ZWICKY AG MOULIN SUISSE DE DÉCORICATION E. ZWICKY SA

MÜLLHEIM - WIGOLTINGEN

TEL. (054) 51144/45 FCK/HWC 272 TELEGR. SCHALAG

ABT. NAHRUNGSMITTEL-FABRIK

Bürgerliches Waisenhaus  
Theodorskirchplatz 7

Basel

IHRE ZEICHEN:

UNSERE ZEICHEN: kw/ka

IHRE NACHRICHT VOM:

DATUM: 12.2.58

Betrifft: Versuch mit KOLLATH-Frühstück

Sehr geehrter Herr Schneider,

Wir nehmen Bezug auf unsern heutigen Telefon-Anruf. Der Ordnung halber möchten wir Ihnen unsere Mitteilungen kurz bestätigen:

1. Gewichtskontrolle

Wie besprochen, werden Sie abklären, ob durch Ihr Personal das Gewicht der Kinder regelmässig und zuverlässig genug geprüft werden kann. Am besten besprechen Sie die Sache mit Ihrem Hausarzt, Herrn Dr. Schlumpf. Die Gewichtskontrolle ist auch bei der gleichaltrigen Kontrollgruppe, ebenfalls aus Knaben bestehend, durchzuführen.

2. Kontrolle über den Gesundheitszustand

Es ist ein einfaches Journal zu führen über leichtere und schwerere Erkrankungen beider Gruppen. Und zwar sollten wenn irgend möglich auch Ermittlungen mitberücksichtigt werden.

3. Herr Dr. Schlumpf wird bei der Versuchsgruppe und bei der Kontrollgruppe Hämoglobin-Bestimmungen durchführen.

4. Herr Dr. Gutherz hat vorgesehen, die Gebisse zu röntgen und zwar sofort am Anfang des Versuches und dann am Schluss, und zwar sowohl von der Versuchsgruppe als auch von der Kontrollgruppe.

Erneut möchten wir Ihnen für die Bereitschaft zur Durchführung dieses Versuches danken, vor allem für die zusätzliche Arbeit, die Sie und Ihre Mitarbeiterinnen dadurch auf sich nehmen.

Herr Winzeler wird sich erlauben, gelegentlich wieder einmal bei Ihnen vorzusprechen, selbstverständlich gegen Voranmeldung, um sich über den Stand der Dinge zu erkundigen.

Mit freundlichen Grüßen

SCHWEIZERISCHE SCHÄLMÜHLE

E. Zwicky

Die Firma Zwicky testete Ende der 1950er-Jahre an Kindern im Waisenhaus ihr neu entwickeltes Kollath-Frühstück. Obwohl vordergründig harmlos, waren diese Experimente problematisch, weil die Kinder nicht über die Versuchssituation informiert waren.



«Eine Zeit lang haben wir auch Vitamin-C-Tabletten erhalten [...]. Und wir haben am Morgen nicht auf die Toilette dürfen. [Man musste dann] in eine Flasche urinieren und das ist dann untersucht worden. Also wir sind Versuchskaninchen gewesen.»<sup>72</sup> T.O. meint zudem zu den Blutabnahmen, die der Sohn von Hugo Bein durchführte: «Auf alle Fälle hat er [Hugo Beins Sohn] gestochen. Das ist irgendeine Untersuchung gewesen. Wissen Sie, so ein Waisenhaus ist natürlich ein geeignetes Objekt für Untersuchungen. Es sind so viele [Kinder] zusammen, man kann das gut [machen].»<sup>73</sup>

Eine weitere Kooperation ging das Bürgerliche Waisenhaus mit der Firma Zwicky ein. Dabei ging es um die zu testende Wirkung des sogenannten Kollath-Frühstückes.<sup>74</sup> Die Versuche starteten 1958 unter Arnold Schneider, zwei Jahre nachdem die Firma Zwicky die Fabrikation des Kollath-Frühstückes lanciert hatte. Der Versuch wurde so angelegt, dass der Gruppe «Sunneschyn» über längere Zeit ein Kollath-Frühstück verabreicht wurde, der Gruppe «Immergrün» hingegen nicht. Danach wurde der Schnitt der Gewichts- und Hämoglobinwerte verglichen und die Auswirkungen auf die Zahnkaries untersucht. In beiden Fällen wurden jedoch keine signifikanten Resultate erzielt. Betreffend der Karies hiess es, dass der Versuch dazu «keine schlüssigen Beweise liefert[e]»,<sup>75</sup> und bei der Gewichtskontrolle schrieb der überprüfende Arzt, dass das Resultat auf reinem Zufall beruhen könne und keine bindenden Schlüsse zuliesse.<sup>76</sup> Der Hinweis, dass die Firma Zwicky einen ähnlichen Versuch in einem Kinderheim in Schaffhausen unternahm<sup>77</sup> und eine Pharmafirma Versuche mit Medikamenten in Zusammenarbeit mit dem Kinderheim «St. Iddazell» in Fischingen durchführte,<sup>78</sup> zeigt, dass Lebensmittel- und Medikamentenversuche in Schweizer Kinderheimen offenbar eine gängige Praxis waren. Genauer kann aber erst durch vertiefte und systematische Forschung ermittelt werden.<sup>79</sup>

Spätestens ab den 1980er-Jahren gewannen Aspekte der psychischen Gesundheit an Bedeutung. Für die Kinder und Jugendlichen war ein breit gefächertes psychologisches Betreuungsangebot im Entstehen. Im Jahresbericht von 1980 wird von «tatkräftiger Unterstützung» für die Erzieher gesprochen, bestehend aus «fachliche[n] Helfer[n], wie Psychiater, Psychologen, Therapeuten, Berufsberater, usw.».<sup>80</sup> Im Jahr 1984, kurz nachdem N.W. ins Waisenhaus gekommen war, stand im Jahresbericht, dass ein Fünftel aller eingewiesenen Kinder und Jugendlichen psychiatrische und psychologische Betreuung benötigten.<sup>81</sup> N.W. selbst machte während ihrer Zeit im Waisenhaus mit einem der damaligen Psychologen keine



guten Erfahrungen. Als sie sich mit einem Gruppenleiter nicht vertrug, weil dieser sie immer «foppte», «immer einen dummen Spruch» erfand, sobald sie etwas sagte, und sie sich von ihm «nicht verstanden fühlte», wurde sie zu einem Gespräch mit dem Psychologen geschickt. Das sei allerdings «nicht gegangen», und in den Akten sei ihr dies als «unkooperatives» Verhalten angelastet worden. Dabei erging es laut N.W. anderen ähnlich. Sie meint dazu: «Er [der Psychologe] ist ein Spezieller gewesen», und sie «sei nicht die Einzige gewesen, die mit ihm Probleme gehabt habe». Erst im «Nachhinein, vor ein paar Jahren», habe sie erfahren, «dass er drogenabhängig» gewesen sei und dass seine Arbeit im Waisenhaus ein Reintegrationsversuch war. «Es ist besser, dass wir es nicht gewusst haben. Aber es ist eine Gratwanderung gewesen», sagt N.W. im Rückblick dazu.<sup>82</sup>

M.W. beschreibt, dass ihm im Waisenhaus der Zugang zu psychologischer Betreuung offenstand. Seinen Austritt aus dem Wohnexternat und damit aus der Betreuung des Waisenhauses erlebte er hingegen als «nicht super», «sehr, sehr abrupt» und «bis zu einem gewissen Grad unvorbereitet». Er sei schliesslich in ein «Burn-out hineingerutscht» und musste seine Lehre abbrechen. Aus seiner Sicht «hätte man das eigentlich wirklich verhindern können, wenn man mich dort [im Wohnexternat] gebremst hätte». Er sagt zwar, dass er «Hilfe hätte holen müssen», findet aber auch, dass «die geschulten Sozialpädagogen mit diplomiertem Abschluss von der Fachhochschule hätten merken sollen, dass ein Jugendlicher auf ein Burn-out zusteuert».<sup>83</sup>

Seit den 1980er-Jahren wurde die Auseinandersetzung mit dem Thema Sucht und Drogen immer drängender.<sup>84</sup> Während die Suchtproblematik im Zusammenhang mit Alkohol seit Längerem bekannt war,<sup>85</sup> stellten sich mit dem Aufkommen von Heroin neue Herausforderungen. R.B., ab den 1990er-Jahren Erzieherin im Waisenhaus, erinnert sich an die Zeit, als das «Drogenthema» sehr akut war: Die «Drogenszene» war «ganz extrem [...] hier am Rhein unten». Es brauchte aber seine Zeit, bis die Erziehenden realisierten, dass im «Vatersgärtli die Post abging» und vereinzelte Jugendliche dort Heroin konsumierten. Seither wurden vermehrt «Suchtkonzepte» erarbeitet und schriftlich festgehalten, wie mit Drogen umzugehen sei.<sup>86</sup> In der Hausordnung der Wohngruppe «Orion» von 2004 ist zu lesen, dass «das Einnehmen von Drogen (auch Alkohol) zu einem Ausschluss aus der WG führen [kann]». Zudem könnten «bei Verdacht auf Missbrauch [...] Urinproben oder Zimmerdurchsuchungen» vorgenommen werden.<sup>87</sup> M.W.

erzählt, dass die Resultate der Urinproben jeweils Einfluss auf die Platzierung im sogenannten Stufenplan hatten.<sup>88</sup>

Das Bürgerliche Waisenhaus blieb getreu seiner Tradition auch 2004 ein Heim, das nur gesunde Kinder und Jugendliche aufnahm.<sup>89</sup> In diesem Fall hiess das konkret, dass Kinder und Jugendliche «bei akuter Selbst- oder Fremdgefährdung», «mit einer manifestierten [Drogen-]Abhängigkeit sowie mit einer starken geistigen oder körperlichen Behinderung» gar nicht erst ins Heim kamen.<sup>90</sup> Auch heute können Kinder und Jugendliche mit einem «grösseren körperlichen Handikap» nicht im Bürgerlichen Waisenhaus leben, da die entsprechende räumliche Infrastruktur nicht gegeben ist. Ansonsten werden grundsätzlich alle jungen Menschen, «die mit pädagogischen Mitteln zu erreichen sind», aufgenommen. Die Institution arbeitet zudem eng mit spezialisierten Partnern wie der Suchthilfe Region Basel oder dem Universitätsspital Basel zusammen, die bei einer akuten Krise helfend eingreifen können.<sup>91</sup>

Was die Qualität der Ernährung betrifft, so gehen die Erinnerungen der Ehemaligen weit auseinander. Auf den ersten Blick fällt sicherlich auf, dass Hungererfahrungen nur während des Zweiten Weltkrieges gemacht wurden. In späteren Zeiten wurde von den Ehemaligen nie ein Mangel an Esswaren erwähnt, sondern eher betont, dass sie diesbezüglich gut versorgt gewesen seien. Die Zeit der Rationierung während des Zweiten Weltkriegs wirkt im Rückblick daher umso einschneidender. Beispielsweise wurde das Brot aufgeteilt, ohne die individuellen Bedürfnisse der Kinder zu beachten. Alle Kinder erhielten als Tagesration jeweils ein halbes «Pfünderli» Brot in einem Säckchen, das an ihrem Stuhl im Speisesaal hing. E.B. war die Ration manchmal zu viel, E.H. hingegen zu wenig. E.B. legte dann heimlich Brot in das Säckchen ihres Bruders, bis sie dabei erwischt wurde. «Das haben sie dann nicht so gerne gehabt, dass ich das gemacht habe. Aber ich habe es halt gemacht», meint sie dazu.<sup>92</sup> Zudem habe nicht nur ihr Bruder, sondern auch andere geklagt, dass sie Hunger hätten, so E.B. Auch M.S. berichtet von konkretem Hunger im Alltag. Sie beschreibt beispielsweise, dass sie sich auf dem Schulhof keinen «Znüni» leisten konnte und auch keinen vom Waisenhaus mitbekommen habe: «Im Winter haben sie Milch verkauft und Weggli und so. Die anderen Kinder haben dann dort gekauft und ich bin danebengestanden und habe Hunger gehabt! [...] Wenn ein Kind eine Banane gehabt hat, habe ich manchmal um die Schale gebeten und habe diese dann noch abge[knabbert].»<sup>93</sup>

Woche 19 vom 14. 12. 19 bis

	a. Tisch der Kinder.	b. Tisch der Erwachsenen.
Montag 14	Mittagsessen: Nachkochen: Kaffee, Biskuits etc.	Mittagsessen: Pfefferkuchen, Obst Nachkochen: Kiste, Wein, Salat
Dienstag 15	Mittagsessen: Nachkochen: Bier	Mittagsessen: Kaugummi, Kartoffeln, Kaffee, Obst Nachkochen: Kaffee, Obst
Mittwoch 16	Mittagsessen: Nachkochen: Kaffee, Obst	Mittagsessen: Kaugummi, Kartoffeln, Kaffee, Obst Nachkochen: Kaffee, Obst
Donnerstag 17	Mittagsessen: Nachkochen: Kaffee, Obst	Mittagsessen: Kaugummi, Kartoffeln, Kaffee, Obst Nachkochen: Kaffee, Obst
Freitag 18	Mittagsessen: Nachkochen: Kaffee, Obst	Mittagsessen: Kaugummi, Kartoffeln, Kaffee, Obst Nachkochen: Kaffee, Obst
Samstag 19	Mittagsessen: Nachkochen: Kaffee, Obst	Mittagsessen: Kaugummi, Kartoffeln, Kaffee, Obst Nachkochen: Kaffee, Obst
Sonntag 20	Mittagsessen: Nachkochen: Kaffee, Obst	Mittagsessen: Kaugummi, Kartoffeln, Kaffee, Obst Nachkochen: Kaffee, Obst



Ab Mitte der 1990er-Jahre wurde eine konzeptionelle Auseinandersetzung mit Drogen unumgänglich. Das Suchtkonzept stammt aus dem Jahr 2001.

Akribisch genau wurde in den 1930er- und 1940er-Jahren über die servierten Mahlzeiten Buch geführt, wobei zwischen einem «Tisch der Kinder» und einem «Tisch der Erwachsenen» unterschieden wurde. Das Essen am Tisch der Kinder fiel in der Regel etwas bescheidener aus.



Im Zuge der Umbauarbeiten unter Hugo Bein wurde auch die Zentralküche saniert. Die Bilder stammen aus den 1930er-Jahren.

In einigen Fällen hatten die Kinder das Gefühl, dass ihnen Lebensmittel aus der Rationierung vorenthalten wurden. M.S. berichtet beispielsweise, dass bei einer «Visite»<sup>94</sup> ziemlich viel serviert worden sei, «Dinge, die man eigentlich den Kindern weggenommen hat».<sup>95</sup> Sie habe das beobachten können, weil sie Hugo Beins Dienstmädchen helfen musste.<sup>96</sup> R.S. erzählt, die Kinder hätten gemerkt, dass die durch die Rationierung zugeteilte Schokolade nie bei ihnen angekommen sei, sondern von den Erwachsenen konsumiert wurde. Sie vermuteten also, dass sie irgendwo gelagert war. Eines Tages entdeckten sie beim Abwaschen das entsprechende Vorratsrümchen und planten in der Nacht einen «dicken Streich». R.S. kletterte über die Trennwand in den Vorratsraum und warf die Schokolade zu den Kindern, die im anderen Raum warteten. Niemand fand je heraus, wer die nächtlichen Diebe gewesen waren.<sup>97</sup>

Diese Erfahrungen von Essensknappheit haben sich offenbar in der Nachkriegszeit nicht wiederholt. So berichtet P.M.: «[Es gab] sehr viel Gemüse. Also da muss ich sagen, Gemüse kein Problem, Fleisch auch kein Problem. Also Fleisch hat es ausreichend gegeben. Also über das Essen kann ich nicht klagen. Das ist hervorragend gewesen. Nach den Bedürfnissen, die wir dort hatten, war es eine gute Sache. Es gab also auch einmal Spaghetti oder ähnliches. Jeder hat das gerne. Im Grossen und Ganzen hatten wir genügend zu essen.»<sup>98</sup>

Das Urteil über Geschmack und Qualität der Mahlzeiten scheint sehr von den eigenen Standards geprägt, und die Ehemaligen erinnern sich in diesem Zusammenhang an unterschiedliche – schöne und schlechte – Momente. Bis und mit Arnold Schneiders Amtszeit (im Amt 1946–1966) musste das Essen gemeinsam im Speisesaal eingenommen werden. R.W. meint dazu: «Ich habe am Tisch ja mitbekommen, dass jeder irgendetwas im Verlauf der Woche gehabt hat, das für ihn einfach ganz, ganz schlimm gewesen ist.»<sup>99</sup> Er selbst ertrug beispielsweise Krautstiel mit Béchamelsauce nicht, davon wurde ihm übel. Trotzdem musste er am Tisch sitzen bleiben, bis alles leer war. N.W., die in den 1980er-Jahren im Waisenhaus lebte, war mit dem Essen verhältnismässig zufrieden. Dienstags und freitags habe es zwar jeweils immer dasselbe gegeben, ansonsten sei der Menüplan abwechslungsreich gewesen und den Gruppen sei es offengestanden, selber zu kochen. Sie konnten auch den Ort, wo sie das Mittagessen einnehmen wollten, wählen: Entweder bestellte man die Mahlzeiten von der Zentralküche auf die Gruppe oder man begab sich in den grossen Speisesaal, wo auch die Waiseltern

und das Küchenpersonal assen.<sup>100</sup> Während es am Dienstag immer Bircher-müesli und am Freitag Fisch und Wähe gab, erinnert sich N.W. auch an exotischere Menüs, wie etwa mediterrane Spiessli, die sie wegen der Kaugummikonsistenz der Tintenfische nicht mochte. Auch die Blut- und Leberwürste schienen ihr etwas «grenzwertig».<sup>101</sup> Die Gruppen hätten aber jeweils einen Wochenspeiseplan bekommen, wo man deklarieren konnte, von welchen Zutaten man wie viel bestellen wollte.<sup>102</sup>

Bezüglich der Hygiene erinnern sich die meisten Ehemaligen, die während Hugo Beins Amtszeit (1928–1946) im Bürgerlichen Waisenhaus lebten, dass sie einmal pro Woche gewaschen wurden. Dabei sei die «Tante»<sup>103</sup> dabei gewesen. M.S. erlebte dieses Baden als nicht sehr angenehm: «Jede Woche haben wir gebadet. Dann mussten wir zu zweit zusammen in eine Badewanne. Da hat man nicht sagen können, es sei zu heiss. Nein! So wie sie [die Tante] es wollte, musste man rein.»<sup>104</sup> In diesen Interviews wird vor allem der Aspekt herausgehoben, dass man nur jeden Sonntag frische Kleider bekam, die dann eine Woche lang getragen werden mussten.<sup>105</sup> P.M. beschreibt diese Prozedur wie folgt: «Sie haben am Morgen die Wäsche herausgegeben, welche wir – also wir haben die Wäsche eine Woche lang getragen. [...] man ist hinten angestanden. Dann hat man die Unterwäsche und das Hemdchen, die Hose und die Socken bekommen. Das hat man dann in das Zimmer genommen. Wir haben ein Nachttischchen gehabt. Dort konnte man das Zeug hineinlegen.»<sup>106</sup> Dass frische Kleider nur wöchentlich abgegeben wurden, erlebte M.S. als schwierig, insbesondere dann, wenn sie die Periode bekam: «Am Sonntag hat man frische [Kleider] bekommen und die hat man die ganze Woche getragen, Unterhosen, Strümpfe, alles, die ganze Woche. [...] Wenn man die Periode hatte, hat man dann möglichst die Hosen nicht «versauen» dürfen.»<sup>107</sup>

Auch während der 1980er-Jahre, als N.W. im Waisenhaus lebte, badeten die Kinder einmal pro Woche. Die «Grösseren» hätten dabei die «Kleineren» gewaschen.<sup>108</sup> Positiv findet N.W., dass die Kinder ein eigenes Lavabo im Zimmer hatten. Zu ihrer Zeit habe es noch immer die «riesige Wäscherei» gegeben, mit «riesigen Waschmaschinen», so gross, dass man «hineinsteigen» konnte. N.W. erinnert sich daran, dass die frischen Kleider «immer ein wenig nach Rauch gerochen» hätten. Vielleicht, weil das Personal in der Nähe rauchte. Das sei ja «damals noch nicht verboten gewesen».<sup>109</sup> M.W., der als Jugendlicher in den 2000er-Jahren im Waisenhaus lebte, erinnert sich vor allem an den morgendlichen «Kampf» ums heisse Wasser. Da sich neun





Bis weit ins 20. Jahrhundert wurden die Mahlzeiten in einem Speisesaal eingenommen. In den 1970er-Jahren war es dann möglich, in den Wohngruppen zu essen. Das Bild oben entstand in den 1930er-Jahren, jenes unten 1976.





Die wöchentliche Waschprozedur in den 1930er-Jahren:  
Die «Tanten» wuschen je zwei Kinder in einer Badewanne.



Jeden Sonntag gab es frische Kleider, die für die ganze Woche reichen mussten. Die Aufnahme entstand in den 1930er-Jahren.



Bis in die 1970er-Jahre teilten sich die Kinder die Lavabos, wie hier im Jahr 1976.

Jugendliche ein Bad teilten, kamen nur die Ersten in den Genuss von warmem Wasser. Die jungen Männer machten sich dabei einen Spass daraus, extra früher aufzustehen, damit die Frauen kalt duschen mussten.<sup>110</sup> Während M.W.s Zeit im Waisenhaus waren «Körperpflege» und «Umgang mit dem eigenen Körper» eine sogenannte Selbstkompetenz, die in die «Standortberichte» einbezogen wurde.<sup>111</sup> In den Wohngruppen waren die Jugendlichen selber für das Waschen ihrer Wäsche verantwortlich. Ein Tumbler und eine Waschmaschine standen dazu im Keller bereit.<sup>112</sup> Was sich hingegen in der Zeitspanne des 20. Jahrhunderts wenig veränderte, war der Sauberkeitsimperativ. Mithilfe der «Ämtli» sollte die Wohngruppe 2004 «sauber und ordentlich» gehalten werden. Werte wie «Reinlichkeit» und «Ordnung» wurden bereits unter Hugo Bein und dessen Vorgänger grossgeschrieben.<sup>113</sup>

### **Schwierige Suche nach Rückzugsorten und Freiräumen**

Für einige Ehemalige, wie beispielsweise R.W., der in den 1960er-Jahren im Waisenhaus aufwuchs, war die Erfahrung, ständig von vielen Menschen umgeben zu sein, sehr prägend. Er beschreibt, dass er kaum Rückzugsmöglichkeiten hatte: «Ich bin nie alleine gewesen. Es sind immer irgendwelche Massen um mich herum gewesen. [...] Wer wächst denn sonst mit zwölf Kindern auf? [...] Kommunikation, nonstop Kommunikation. [Man hat] alles mitbekommen. Privatsphäre [war] nicht gleich null, aber sicherlich eingeschränkt. [...] Vielleicht ist die Toilette der einzige Ort gewesen, wo man ein paar Minuten pro Tag einfach ein wenig für sich gehabt hat.»<sup>114</sup>

Einige Kinder und Jugendliche entwickelten Strategien, um sich der ständigen Beobachtung durch die Erziehenden sowie den anderen Kindern und Jugendlichen zu entziehen. Sie schufen sich eine Privatsphäre, indem sie «vergessene» Räume aufsuchten. R.W. erinnert sich beispielsweise, dass er, als sich sein Interesse am anderen Geschlecht zu entwickeln begann, versuchte, mit den Mädchen aus der Gruppe «Felicita» in Kontakt zu treten. Da dies nicht geklappt habe (die Erzieherin beaufsichtigte die Mädchen gut), traf man sich heimlich in der Nacht an ausgefallenen Orten.<sup>115</sup> Ein beliebter Ort für ansonsten unterbundene freundschaftliche, romantische oder intime Treffen zwischen Mädchen und Buben war der Estrich. E.H. und E.B., die in den 1940er-Jahren im Waisenhaus lebten, berichten beispielsweise von Pärchen, die sich heimlich auf dem Estrich trafen. So meint E.H.: «Sie sind vielleicht sehr glücklich und zärtlich zusammen gewesen.»<sup>116</sup> Und E.B.

ergänzt: «Sie haben einander warm gegeben, wenn es draussen kalt war.»<sup>117</sup> Als P.M. während der 1960er-Jahre im Waisenhaus lebte, war dieses Versteck noch immer beliebt. Er beschreibt, dass sie auf diesem Dachstock «kleine Versteckchen» gehabt hätten, um sich unbeobachtet zu treffen, und er mutmasst gar, dass diese auch heute noch existieren.<sup>118</sup> Ab und zu seien diese Schlupfwinkel dann aber doch aufgefliegen: «Dort oben hat man sich dann getroffen. Wenn man Pech gehabt hat, ist man von oben heruntergekommen und dann ist dort unten jemand gestanden. Dann hat man irgendeine Ausrede finden müssen, weshalb man jetzt dort oben gewesen ist. Irgendeine Ausrede ist einem da immer eingefallen.»<sup>119</sup>

Die umfassende Beaufsichtigung der Kinder und Jugendlichen führte dazu, dass auch das Personal in seiner Privatsphäre stark eingeschränkt war. So wird in mehreren Interviews beschrieben, dass die Erzieherin jeweils auf der Gruppe wohnte, mittendrin zwischen den Schlafräumen, dem Ess- und Aufgabenzimmer. Dies schildert beispielsweise R.W. und vermutet, dass es für die «Tante» schwer gewesen sei, nach der Pensionierung ein eigenes Leben zu führen.<sup>120</sup> Auch P.M. betont, dass die «Tante» tatsächlich im Waisenhaus lebte: «Sie hat effektiv – sieben Tage dort gewohnt. Das ist ihr Zimmer gewesen. Sie hat keine eigene Bude oder so gehabt. Sie hat dort drin gelebt.»<sup>121</sup>

K.S., die in den 1970er-Jahren im Waisenhaus arbeitete, erlebte dies am eigenen Leib. Sie schildert, dass ein Privatleben mit der Anstellung im Waisenhaus kaum zu vereinbaren gewesen sei. «Also ich habe dort etwas von meinem Leben verpasst. Und zwar ist es das gewesen, dass wir eigentlich nicht erreichbar gewesen sind. Weil das Telefon hat man auch nicht um neun Uhr abends klingeln lassen können, wenn es zwischen den Kindern sogar nur eine Tür gegeben hat. Die Pforte vorne ist zu gewesen. Man hat nicht läuten können. Also mit mir hat niemand spontan etwas abmachen können. Und wenn ich frei gehabt habe, bin ich weggegangen.»<sup>122</sup> K.S. wohnte auf der Gruppe, ihr Zimmer war zwar schön eingerichtet, aber sehr ringhörig. Sie hatte ihr Zimmer inmitten des Schlafsaals der Kinder. Auch der Erzieher der Lehrlingsgruppe wohnte auf der Gruppe, sein Zimmer war nur durch einen Vorhang von den Schlafzimmern der Jugendlichen abgetrennt. W.K. schildert in diesem Zusammenhang, dass sich der Erzieher jeweils bei ihnen wusch, weil dort der Waschtrog eingebaut war: «Und am Morgen [...] ist er immer um sechs Uhr hineingekommen, um sich zu waschen. [...] So sind wir geweckt worden da oben. Aber irgendwie hat das auch Kontakt gegeben und er ist immer nahe gewesen.»<sup>123</sup>

Die Kontrolle über die Kinder und Jugendlichen war eng an die Nutzung und Einrichtung der Räume gekoppelt. Es erstaunt deshalb nicht, dass die Ausstattung der Räume im Zusammenspiel mit den jeweiligen Erziehungskonzepten einem Wandel unterworfen war. Beispielsweise brachten die Abkehr vom Kollektivsystem und die Hinwendung zur familiären Betreuung, die zur individuellen Entfaltung des Kindes beitragen sollte, eine Neugestaltung der Schlafräume.<sup>124</sup> Unter Hugo Bein erhielten die sieben Gruppen von je zwölf bis achtzehn Kindern je eine eigene Wohnung, die aus Schlafzimmern, Waschraum, Aufgaben-, Arbeits- und Bastelzimmer sowie einer Wohnstube, einem Erzieherinnen-Zimmer und einer Toilette bestand.<sup>125</sup> Vor dieser Zeit standen Tagesablauf sowie Raumnutzung «im Zeichen des grossen Kollektivs, der ‹Massenabspeisung› und der ‹Massenlagerung›», um es mit Walter Asal zu beschreiben.<sup>126</sup>

Die früheren «Massenschläge» wurden unter Hugo Bein (im Amt 1928–1946) in kleinere Räume unterteilt, wobei dünne, nach oben offene Trennwände eingesetzt wurden.<sup>127</sup> Im Kinderhaus entstanden so Sechser-Schlafzimmer, «da sind sechs ‹Nester› drin gewesen. Vier oder sechs ‹Nester›, das ist ein wenig darauf angekommen. Da vorne hat es einfach eine Tür gegeben. Ein offenes Loch mit einem Vorhang, finito, fertig!»<sup>128</sup> Die neu gestalteten Schlafräume wurden zwar im Vergleich zu den Schlafsälen positiv wahrgenommen. Dennoch empfand niemand die neuen Zimmer als private Räume. Schliesslich waren sie gegen oben offen und die Türöffnung teilweise nur mit einem Vorhang verdeckt. In den Erinnerungen der Ehemaligen blieb diese Raumgestaltung also ambivalent. Sie brachte zwar ein wenig mehr Privatsphäre als die Massenschlafsäle; da die Trennwände aber nicht bis an die Decke reichten, konnte man die Nachbarn stets hören oder «rübergucken», wie P.M. berichtet: «Ich habe im Zimmer auf die Bettkante steigen können und beim anderen zuschauen, was er auf der anderen Seite macht.»<sup>129</sup> T.O. meint ebenfalls: «Man konnte es hören, wenn irgendwo etwas passierte.»<sup>130</sup>

Hugo Bein versuchte, zumindest beim Wohnen und Schlafen vom Kollektivsystem wegzukommen. Persönliche Gegenstände und individueller Schmuck oder persönliche Kleidung waren hingegen unerwünscht. M.S., die in den 1930er-Jahren im Waisenhaus aufwuchs, musste dies gleich zweimal sehr schmerzhaft erfahren. Rückblickend sagte sie, die Wegnahme ihrer geliebten Puppe habe dazu beigetragen, dass sie sich nie wohlfühlte im Waisenhaus. «Ich habe ein ‹Bäbi› mitgebracht. Meine Pflegemutter hat mir dieses noch saubergemacht und ich habe es immer bei mir im Bett gehabt. Und





Unter Hugo Bein wurden die grossen Schlafsäle zu Zimmern für jeweils sechs Kinder umgebaut. Die Aufnahmen entstanden wohl Ende der 1920er-Jahre (links) beziehungsweise 1962 (rechts).



Nach oben offene Trennwände und fehlende Türen schmäleren Rückzugsmöglichkeiten.



Ab den 1970er-Jahren gab es auch Einzel- und Zweierzimmer. Neu konnten diese von den Kindern und Jugendlichen individuell dekoriert werden. Das Bild oben entstand 1976, das Bild rechts 2011.





dann musste ich es abgeben, als wir dort gewesen sind. [...] Am Sonntag hat man dann an diesen Spielkasten gehen dürfen, und nachher hätte ich natürlich meine Puppe gewollt [die dort drin war], aber diese hatte bereits ein anderes [Kind] genommen, und dann hat es geheissen: «Die Puppe gehört nicht mehr dir!» Ich müsse sie jetzt teilen, hiess es. Das hat vielleicht mitgeholfen, dass ich mich nie gut gefühlt habe, dort drinnen [im Waisenhaus].»<sup>131</sup> Einige Jahre später wiederholten sich die Ereignisse und M.S. musste eine Uhr abgeben, die sie von ihrer Patentante geschenkt bekommen hatte: «Es hat einfach geheissen: «Gib das Ührchen ab, du brauchst das nicht zu tragen jetzt, und du gehst nicht mehr zur Patentante, fertig!» Das hat mir schon weh getan.»<sup>132</sup>

Auch noch um 1960 gab es kaum Rückzugsmöglichkeiten im Waisenhaus, da alle Zimmer mit anderen geteilt wurden. Die fehlende Privatsphäre wertete R.W., der dort in den 1960er-Jahren in einem Viererzimmer schlief, als gutes Training für die Rekrutenschule. So hatte er keine Probleme, in einem «Massenschlag» zu schlafen. «Wenn es nicht ein Einzelzimmer ist, ist mir das dann auch wurst!»<sup>133</sup> N.W. erlebte dies während der 1980er-Jahre anders. Sie betonte, dass sie Privatsphäre hatte. Sie wohnte zuerst mit einem anderen Mädchen in einem Zweierzimmer und bezog später ein Einzelzimmer. Dieses konnte sie nach Belieben mit Postern und Bildern dekorieren. Zudem musste man anklopfen, wenn man ins Zimmer kommen wollte.<sup>134</sup> M.W., der während der 2000er-Jahre im Waisenhaus lebte, beschreibt einen deutlichen Unterschied zwischen der Durchgangsgruppe «Kartause» und der Aussenwohngruppe «Schoren». Die Zimmer in der Durchgangsgruppe seien nicht abschliessbar gewesen; allerdings musste man immer anklopfen, wenn man zu jemandem ins Zimmer wollte. In der Aussenwohngruppe waren die Zimmer zwar abschliessbar, die Sozialpädagogen hatten allerdings einen Passepartout-Schlüssel und konnten sich jederzeit Zutritt verschaffen. Dies war eine Sicherheitsvorkehrung «falls sich jemand etwas hätte antun wollen».<sup>135</sup>